

## Predigt über Exodus 25,31-40 - 6. Februar 2022

Liebe Gemeinde,

erfreulich viele Menschen in der Stadt sind der Aufforderung der Kieler Nachrichten gefolgt und haben einen Aufkleber mit dem Bild eines Chanukka-Leuchters in ihr Fenster geklebt. Das ist ein sichtbares Zeichen gegen den Antisemitismus unserer Tage, der ja zuletzt in abstrusen Verschwörungstheorien zum Coronathema noch einmal Aufschwung genommen hat. 1932 hatte die Familie des Rabbiners Arthur Posner ihre Chanukkia mutig ins Fenster gestellt, obwohl gegenüber am Gebäude der NSDAP-Kreisleitung bereits die Nazifahnen wehten. Wer heute das Bild eben dieses Leuchters ins Fenster klebt, signalisiert unmissverständlich die Bereitschaft, jeder Form von Judenfeindlichkeit entgegenzutreten.



Wer heute das Bild eben dieses Leuchters ins Fenster klebt, signalisiert unmissverständlich die Bereitschaft, jeder Form von Judenfeindlichkeit entgegenzutreten.

Weil ich die Kieler Nachrichten nicht in Papierform lese sondern nur digital, habe ich auch nicht so einen Aufkleber. Deshalb habe ich einfach unsere Chanukkia ins Fenster gestellt. Das macht man üblicherweise nur zum Lichterfest. Aber genau das ist der Punkt: Wir bedienen uns eines jüdischen Symbols, dessen Bedeutung wir nicht so genau kennen. Ich nehme das zum Anlass, Ihnen heute ein wenig zur Chanukkia und anderen Lichtern zu erzählen. Das ist unweigerlich mit ein wenig Geschichtsunterricht verbunden. Aber dabei gibt es immer auch ein paar theologische Gedanken. Stellen Sie sich bitte auf eine kleine Zeitreise in vier Abschnitten ein, deren erster die Überschrift trägt: **„Alles fließt“**

Vierhundert Jahre sind eine lange Zeit. Da kann sich Geschmack durchaus schon mal ändern, was Kleidung, was Einrichtungsgegenstände, was Musik angeht. Wir kleiden uns ja auch nicht mehr wie im Barock. Und auch wenn der Fluss der Veränderung in religiösen Dingen immer etwas langsamer fließt als bei der Mode, hat sich in den fast vierhundert Jahren, die der unter König Salomo errichtete erste Tempel in Jerusalem bestand, doch das eine oder andere getan.

Die etwa 950 Jahre vor Christus erbaute Tempelanlage bestand ja aus einem ganzen Komplex von Vorhöfen und dem Tempel selbst. Im Tempel gab es das Allerheiligste - also einen leeren Raum, der nur vom Hohenpriester durch einen Vorhang betreten wurde. Hier, hieß es, wohnt der unsichtbare Gott unserer Vorfahren, für den wir im Unterschied zu allen anderen Religionen eben keine Götterstatue errichten.

Und weil man im Tempel natürlich ebensowenig im Dunkeln stehen will wie wir hier in der Kirche, gab es Lampen. Fünf links, fünf rechts. Anfangs einfache Säulen, die sich oben kelchförmig verbreiterten. So dass man auf jedem

Leuchter sieben Lichter aufstellen konnte. Nein, keine Kerzen natürlich, die waren damals noch nicht üblich. Sondern solche Gefäße mit Olivenöl und einem Doch zum Anzünden. Aus Gold natürlich und nicht aus Ton.

Wann man diese säulenförmigen Leuchter durch baumförmige mit sieben Ästen ersetzt hat, wissen wir nicht. Da hat wahrscheinlich irgend ein Goldschmied eine schöne Idee gehabt und man hat sich nach zwei, drei Jahrhunderten mal entschieden, neue Lampen anzuschaffen. Mehr aber sind diese Leuchter - auf hebräisch heißt das im Plural „Menorot“ - nie gewesen als als rein funktionale Beleuchtungskörper ohne jede religiöse Bedeutung. Lampen eben.

Als Nebukadnezar 586 Jerusalem eroberte und den Tempel zerstören ließ, ist auch alles verloren gegangen, was sich im Tempel befand - einschließlich der Lampen. Und damit leite ich über zum zweiten Abschnitt, der die Überschrift trägt: **„Wir woll'n unsern alten Kaiser Wilhelm wiederhaben.“**

Die Menschen, die Nebukadnezar mit nach Babylonien genommen hat, erlebten nichts als Zerstörung und Chaos. Und je größer der Schmerz wurde über alles, was sie verloren hatten, desto mehr sehnten sie sich zurück nach einer Zeit, in der vermeintlich noch alles in Ordnung war. Es waren wohl Leute aus priesterlichen Kreisen, die gewissermaßen die Deutungshoheit übernahmen über die Geschichte ihres Volkes. Sie sammelten die alten Erzählungen, die noch in in die Zeit zurückreichten, als einzelne Nomadenstämme mit ihrem Vieh umherzogen. Und sie drückten allen diesen Geschichten ihren Stempel auf. In all dem Chaos erzählten sie von einer göttlichen Ordnung, die der Menschheit - was sage ich: der Schöpfung - seit Anbeginn innewohnt.

Ja, es hat unter diesen Nomadenstämmen, die sich irgendwann zu einem Volk verbunden haben, sicher auch eine Gruppe gegeben, die aus dem Südwesten stammt, aus Nordafrika, Ägypten. Die Priester aber fügen die alten Überlieferungen so zusammen, als sei das Volk schon immer ein Volk gewesen. Als sei dieses Volk unter der Führung von Mose vierzig Jahre lang auf der Flucht vor dem ägyptischen König durch die Halbinsel Sinai geirrt. Und als habe der unsichtbare Gott höchstpersönlich dem Mose auf dem Berg nicht nur die zehn Gebote diktiert, sondern gleich alle Gesetze, die sich heute seitenweise, kapitelweise in unseren Bibeln wiederfinden.

In diesem Zusammenhang habe Gott sogar die Anweisungen für den Bau eines Heiligtums erteilt. Das musste, weil man ja nicht sesshaft lebte, natürlich transportabel sein, eine Art Zeltheiligtum. Aber die Priester im babylonischen Exil projizieren ihre Erinnerungen an den zerstörten Tempel von Jerusalem direkt in die Wüste zurück und beschreiben detailliert alle Maße, Materialien, Formen. In dieser idealisierten Rückschau wird aus den zehn Beleuchtungskörpern im Tempel von Jerusalem der eine siebenarmige Leuchter der etwa so aus gesehen haben wird wie meine Menora hier. Nur viel größer, 1,60m vielleicht.

Allein aus der Tatsache, dass dieser Leuchter im Buch Exodus so detailliert beschrieben wird, können wir schon schließen, das man nach dem Exil mehr in ihm sah als einfach eine Lampe. Er wurde zum Symbol für einen theologischen Gedanken, den diese priesterlichen Kreise im babylonischen Exil entwickelten: Dass Gott nämlich einen Bund mit den Menschen geschlossen hat, der stärker ist als alles Chaos. Stärker als die Sintflut, von der die alte Noahgeschichte erzählt. Stärker als das Chaos der vielen Volksstämme, die erst durch Abraham und seine Nachkommen zu einem Volk wurden. Stärker als der größte politische Machthaber, der heute Nebukadnezar von Babylon heißt, zu Moses Zeiten aber Ramses von Ägypten. Die Menora wird zum Symbol der unverbrüchlichen Treue Gottes zu seinem Volk.

Das aber blieb ja nicht ewig im Exil. Unter König Kyros durfte es in die Heimat zurückkehren. Mit der Stadt Jerusalem wurde auch der Tempel neu aufgebaut. Und dabei konnte man alles so realisieren, wie die Priester es sich aus der Ferne schon ausgemalt hatten. Einschließlich der wunderschönen goldenen Menora. Die leuchtet da nun die nächsten dreihundert Jahre, die wir gestrost überspringen, damit wir zum dritten Abschnitt kommen können. Und der heißt: „**Die Geburt eines Rituals**“.

Weil ja bekanntlich alles im Fluß ist, veränderten sich auch die Machtverhältnisse im Vorderen Orient. Dort bricht die hellenistische Zeit an. Der Seleukidenkönig Antiochus Epiphanes maßt sich nicht nur an, die Hohenpriester am Tempel von Jerusalem einsetzen zu wollen. Er läßt im Tempel auch eine Statue des Gottes Zeus aufstellen, weil er mit einem unsichtbaren Gott offenbar nichts anfangen kann. Und als Antiochus dann auch noch Schweinefleisch für Zeus opfern läßt, ist der Tempel endgültig entweiht. Das Volk ist in Aufruhr und unter Judas Makkabäus kommt es zum bewaffneten Widerstand.

Tatsächlich gelingt es, den Tempel von seiner Zwangs-Hellenisierung zu befreien. Die Zeusstatue wird entfernt, der Tempel kann wieder eingeweiht werden. Nur beim Entzünden der Menora gibt es ein Problem: Lediglich ein kleines Kännchen Öls ist übriggeblieben, das nicht durch die Seleukiden verunreinigt wurde. Die kleine Menge reicht allerdings nur, um den Leuchter einen Tag lang brennen zu lassen; die Herstellung neuen Öls jedoch dauert acht Tage. Doch da geschieht das Wunder, von dem der Talmud berichtet: Das Öl aus dem kleinen Kännchen brennt acht Tage lang - eben so lange, bis neues Öl bereit steht. Und so wird es zum Symbol dafür, dass Gottes Licht auch in die dunkelste Zeit hineinleuchtet.

Noch ist es die Menora, von der ich rede, also der siebenarmige Leuchter, der in der Vorstellung des Volkes bereits auf die Wüstenzeit zurückgeht. Wie aus der siebenarmigen Menora der Chanuukka-Leuchter wurde, ist der Inhalt meines letzten kleinen Abschnitts unter die Überschrift: „**Vorbei ist vorbei**“.

Weil ja immer alles im Fluss ist - besonders im vorderen Orient - veränderten sich die Machtverhältnisse erneut. Nun ist es das römische Imperium, das seinen Einfluss auch auf Palästina ausdehnt. Das ist die Zeit, in der Jesus lebte. Nur wenige Jahrzehnte nach seinem Tod kam es wieder zu Aufständen gegen die fremden Machthaber, die diesmal blutig niedergeschlagen wurden. Als der junge Feldherr Titus im Jahr 70 Jerusalem erobert, wird auch der Tempel zerstört. Die wertvollen Kultgegenstände werden in einem Triumphzug nach Rom gebracht. Wer heute dorthin reist, kann auf dem Triumphbogen des Titus die Abbildung der Menora sehen. Da aber verliert sich ihre Spur. Möglicherweise ist sie im 6. Jahrhundert nach Byzanz gelangt, als sich die Machtverhältnisse im Mittelmeerraum mal wieder Richtung Osten verlagerten. Aber das ist nur eine Vermutung; man weiß es nicht.

In der Tradition des Judentums hat der siebenarmige Leuchter mit der Zerstörung des zweiten Tempels ein für alle mal seine kultische Bedeutung verloren. Der Tempel wurde nie wieder aufgebaut. Und wenn sich heute jemand eine siebenarmige Menora in der Wohnung aufstellt - oder in der Synagoge - dann hat sie keinerlei religiöse Funktion. Sie ist Symbol einer religiösen Identität, so wie es das Kreuz für Christinnen und Christen ist. Sie ist neben dem Davidstern zu einem Erkennungszeichen des Judentums geworden. Aber mehr auch nicht. Vorbei ist vorbei.

Anders der Chanukka-Leuchter, der seinen festen Platz im Jahreszyklus des jüdischen Lebens hat. Für seine Gestaltung gibt es keinerlei Vorgaben. Es kann ein schlichter Balken sein, auf dem acht Lichter aufgestellt werden können. Am verbreitetsten ist allerdings ein baumförmiger Leuchter, der allerdings nun nicht mehr sieben, sondern acht oder sogar neun Arme hat. Neun, weil in der Mitte oder seitlich noch der „Schamasch“ angebracht ist, der „Diener“, der keine andere Funktion hat, als die anderen Lichter daran zu entzünden.

Wie bei jedem religiösen Fest gibt es auch zum Chanukkafest - und *nur* dann wird der Leuchter angezündet - eine ganze Reihe von Bräuchen, typischen Speisen, familiären Traditionen. Nur zwei davon will ich kurz erwähnen.

Das eine ist ein Kinderspiel, das Sie vermutlich kennen: der Dreidel. Auf einem der letzten Gemeindebriefe hatten wir solche Drehwürfel abgebildet. So wie ich sie aus meinen Kindertagen kenne, steht darauf „Gib 2“ oder „Nimm alles“. Das entscheidet darüber, wie viele Süßigkeiten sich das Kind aus der Mitte nehmen darf oder womöglich wieder zurücklegen muss. Auf den hebräischen Dreideln stehen die Buchstaben *nun*, *gimel*, *he* und *schin* als Abkürzung für den Satz „*Nes gadol haja sham*“ - „*Ein großes Wunder geschah dort.*“ Denn darum geht es beim Chanukkafest: Nicht um triumphalen Widerstand gegen die Fremdherrschaft. Sondern um das Wunder, dass Gott geschehen lässt, indem sein Licht auch in dunklen Zeiten leuchtet.

Der zweite Brauch besteht darin, die Chanukkia zum Lichterfest in ein Fenster

an der Straße zu stellen, so wie es die Familie Posner selbst 1932 noch getan hat. Nach einem festen Ritual wird dann Tag für Tag eine Kerze mehr entzündet - wie bei uns die Kerzen am Adventskranz. Und auch wenn das damals sehr mutig war, ist die Botschaft des Leuchters doch keine politische, sondern eine religiöse: Alle Welt soll Anteil nehmen an dem Wunder, das Gott an seinem Volk tut. Dass Gott sein Volk erhält und trägt durch alles Chaos und alle Zerstörung und alle wechselnden Machtverhältnisse in der Welt hindurch.

Ich schließe mit zwei kleinen Anmerkungen: Am Sophienblatt 60, wo das Haus der Familie Posner stand, befindet sich heute das Gebäude, das unser Kirchenkreis vor einigen Jahren als Verwaltungszentrum gekauft hat. Und natürlich klebt auch da ein Bild von Posners Chanukka-Leuchter im Fenster. Nun ist es eine politische Botschaft: dass wir uns Christinnen und Christen uns jedem Antisemitismus entgegenstellen.

Zweite Anmerkung: Mit dem jüdischen Chanukka-Fest ist es wie mit Ostern - es geht nach dem Mond, das Datum verschiebt sich immer etwas. In diesem Jahr aber fällt es genau mit unserem christlichen Weihnachtsfest zusammen: 19.-26. Dezember. Und so können wir ohne die Unterschiede zu verwischen doch gemeinsam diese Botschaft in die Welt tragen, die mit dem Chanukka-Leuchter verbunden ist: *Nes gadol haja scham*“ - „*Ein großes Wunder geschah dort.*“ Amen.